

„Zwölfzweiundzwanzig – Zu Gast bei Ingo Kahle“ Nr. 171: **Margarete Mitscherlich-Nielsen**, Psychoanalytikerin. 25-09-2010

(Nach Opening) M: „Es ist mir eine Freude, Sie hier zu sehen.“

Ika: Wie geht es Ihnen?

M: Altersgemäß!

Was heißt das?

93-jährig. (*Lacht*) Es ist schwierig. Ich kann nicht mehr ordentlich laufen. Das Merkwürdige ist: Ich habe sehr viele Träume. Und in denen erscheinen sehr viele Menschen, die schon gestorben sind. Das ist für mich als Psychoanalytikerin sehr interessant, wie Träume sich im Alter tatsächlich verändern. Aber was ich eigentlich sagen wollte: Ich bedaure sehr, nicht mehr richtig laufen zu können, also nur mit einem Wägelchen, habe aber in meinen Träumen niemals erlebt, dass ich nicht gehen kann. Es gibt keinen meiner zahlreichen Altersträume, in denen ich nicht laufe wie eh und je. Und auch das ist vielleicht - zumindest für einen Psychologen - interessant, dass nicht alle Träume Wunschträume sind. Und ich würde doch gerade Sigmund Freud recht geben, der sagt, alle Träume sind Wunschträume, denn mein Wunsch ist natürlich, wieder laufen zu können.

Ika: Welche Menschen erscheinen Ihnen in den Träumen, und welche Schlüsse ziehen Sie als Psychoanalytikerin aus Ihren eigenen Träumen?

M: Ich muss sagen, ich wundere mich immer, wie schlecht ich meine eigenen Träume analysieren kann. Wenn Sie mir einen Traum erzählen, und mir dann erzählen, was Ihnen dazu einfällt, insbesondere, was Ihnen an Tagesresten einfällt, dann kann ich Ihnen, glaube ich, auch heute noch die Träume noch recht gut deuten und sie werden sagen, Sie haben irgendetwas gefunden, was ich für mich selber nicht genügend realisiert habe. Aber was meine eigenen Träume betrifft, stehe ich immer so ein bisschen davor wie der Ochs vorm Berg. Ich wundere mich immer über mich selber, ich wundere mich über die vielen Dinge, die ich erlebe – und ich erlebe sehr viele Dinge - und ich wundere mich auch darüber, um es zu wiederholen, wie häufig in diesen Träumen Menschen erscheinen, die nicht mehr leben.

Ich will nicht anfangen, Traumdeutung zu machen, das steht mir gar nicht zu. Das kann ich auch gar nicht. Erlauben Sie deshalb, dass ich eine andere Frage stelle und den Titel Ihres Buches im Sinne von „Radikalität des Alterns“ verstehe. „Mit 93 ist die Realität des Alters äußerst mühsam“, steht da. Ist es, dass Sie nicht mehr gut laufen können – oder was macht das Leben noch mühsamer?

Es ist in jeder Hinsicht mühsamer. Sie sind langsamer geworden. Was früher schnell zu erledigen war, also sagen wir mal im Haushalt, schnell Gäste zu empfangen, irgendetwas vorzubereiten; schon vom frühen Morgen an die entsprechenden Dinge zu machen, also zu duschen und so weiter und so weiter. Was früher überhaupt kein Problem war: Man wie nichts herausgefunden, was man heute anziehen will und was man nicht will, man dachte überhaupt nicht darüber nach. Heute wird das schon zum Problem. Alles geht langsamer, geht problematischer, alles ist beschwerlicher, vor allem: Sie sind sehr viel ermüdbarer als noch vor 10, 20 Jahren.

Sie verfluchen Ihre Beine, insbesondere nach dem Riss Ihrer Achillessehne, den Sie hatten und der sie in Ihrer Bewegungsfreiheit sehr eingeschränkt hat – und sie waren ein sehr bewegungsfreudiger Mensch! Sie verfluchen Ihre Beine, aber Sie beklagen sich nicht darüber. Sie hassen, glaube ich, Menschen, die immer nur klagen.

(Lacht) Das ist in der Tat so. Weil es so sinnlos ist zu klagen. So absolut sinnlos! Was nutzt Klagen, so absolut gar nichts! Ob Sie wollen oder nicht, Sie müssen sich der Realität stellen. Vielleicht ist das eine gewisse Radikalität, das kann man schon so sagen, die ich immer gehabt habe. Also, wenn ich etwas zu meinen Gunsten sagen darf, dann das, das ich versucht habe, die Realität möglichst genau zu sehen, wie es mir gelungen ist.

Festliche Momente, las ich, schaffen Sie sich immer wieder. Sie sagen auch, Sie erleben sehr viel. Wie machen Sie das?

Festliche Momente kann man sich schaffen. Ich habe eine Urenkelin. Und dieses kleine Wesen, das ja wirklich entzückend ist, in seiner Hilflosigkeit. Erstaunlich wach. Festliche Momente schafft man sich, indem man immer wieder etwas Neues sieht, z.B. ein Kind neu aufwachsen, neu die Welt betrachten sehen. Ich versuche immer wieder einen Weg zu finden, um zu erfahren, was dieses Kind nun denkt. Durch die Bewegungen, die es macht, durch die Gefühle, die es ja deutlich zeigt. Festliche Momente kann man sich schon allein durch die Einstellung machen, dass man neugierig auf Neues ist. Und das man versucht, sich offen für Neues zu halten. Das schafft im Übrigen auch eine freundliche Stimmung. Wenn Sie so wollen: Durch die Lust an der Neugierde kann man einen gewissen festlichen Glanz in das Leben einbringen.

Vor allen Dingen haben Sie sich die Lust am Denken bewahrt. Was interessiert Sie im Moment am meisten?

Was mich am meisten interessiert, sind eigentlich die Menschen, sind immer noch Patienten, die ich sehe, Menschen, die mir ihren Problemen zu mir kommen.

Haben Sie also noch Analysandinnen?

Nein, ich habe keine Behandlungen mehr. Aber es kommen Menschen, die über Jahre zu mir gekommen sind mit Problemen, die wir dann zu lösen suchen oder zu sehen, worin diese Probleme wirklich bestehen. Ob die sein müssen oder nicht sein müssen, ob die ganz anders gelöst werden können, als wir sie bisher gelöst haben. Außerdem interessieren mich natürlich immer Bücher. Ich lese jetzt zum Beispiel über die Zeit des berühmten Heinrich VIII. „Er dachte nur und lachte nur, man lernt ja niemals aus“, das erinnere ich noch als Schlagwort. Da ist ja wirklich etwas Erstaunliches geschehen. Nämlich durch sein Bedürfnis, Frauen zu haben, die ihm gerade im Augenblick fehlen, die dann loszuwerden, wenn sie ihm nicht mehr gefielen. Es ist ihm ja auch gelungen, den Papst loszuwerden. Aufgrund seiner eindeutigen Wünsche wurde der Papst nicht mehr als höchste Person dargestellt, die den Bann über ihn aussprechen konnte und er dann keinen Gang nach Canossa tat, wie es andere Kaiser getan haben, sondern eine eigene Religion für England erschuf. Ich lese gerade ein Buch über

Thomas Cromwell, der einer der Leute war, die mitgeholfen haben, dass auch Luther gelesen wurde in England, und es immer moderner wurde, Kritik am Papst zu äußern und sich dadurch zu lösen.

Frau Mitscherlich, ich möchte auf Ihre Lebensleistung zu sprechen kommen. Dazu zählt, dass Sie zweifellos dafür gesorgt haben, dass die Psychoanalyse nach Deutschland zurückgekehrt ist. Und das andere große Thema ist in dem Buch zusammengefasst, das Sie zusammen mit Ihrem Mann, Alexander Mitscherlich, verfasst haben, erschienen 1967: „Die Unfähigkeit zu trauern.“ Wie sehen Sie es selbst – was haben Sie mit diesem Buch bewirkt?

Das Buch fiel in eine Zeit, in der die Menschen wieder bereit waren, sich der jüngsten Geschichte zuzuwenden. Wie Sie wissen, hat ein Land noch nie einen Krieg so absolut, total, verloren wie Deutschland den letzten. Das Land lag in Trümmern, nicht nur was Häuser, was Menschen, was Moral betraf, sondern auch was Traditionen betraf, war alles nichts mehr wert. Innerhalb von 12 Jahren waren wir zu einem Land geworden, das von der ganzen Welt verachtet, wenn nicht gehasst wurde.

Sie meinen auch die Trümmer des Denkens, die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit...

Genau. Deswegen. Guter Ausdruck: Die Trümmer des Denkens. Sie blieben liegen. Aber das ging natürlich nicht mehr so weiter. Denn es kam ja mit dem so genannten Wirtschaftswunder auch die Möglichkeit, ins Ausland zu reisen. Die Kräfte hatten sie auch wieder gesammelt, sie hatten genug zu essen. Ich weiß, als ich 1953 in England war, gab es dort noch Nahrungsmittelkarten. Ein Engländer hat mal zu mir gesagt: „Na, wir hätten auch den Krieg verlieren sollen, dann ginge es uns heute so gut, wie es Euch geht.“ Die Deutschen wurden vom Ausland auf die von Deutschland begangenen Verbrechen aufmerksam gemacht, man merkte ja auch die Verachtung, die einem entgegenschlug. Man war ja auch wieder ein Stück zur Normalität gekommen, auch physisch war man denkbar gut dran, mittlerweile. Gleichzeitig lebte natürlich auch die Vergangenheit wieder auf, denn vergessen konnte man so etwas, das nur wenige Jahre zurücklag, nicht. Die Bilder von den ganzen Konzentrationslagern wurden einem vorgeführt. Es wurde einem auch immer klar gemacht von außen, aber im Grunde wussten alle mehr oder weniger, was passiert war in jenen Jahren. Und vor allem, was an Vergasungen von Geisteskranken und später ganzer Völkern wie den Juden, Versuch des Völkermords, begangen wurde, wusste man natürlich alles. Aber das hatte man mit Erfolg verdrängt und hatte die Häuser wiederaufgebaut und hatte die Wirtschaft wiederaufgebaut. Auch von innen meldete sich die Erinnerung wieder, auch von außen wurde man dazu angestoßen, die Erinnerung sich möglichst wieder vor Augen zu führen.

Dann kam auch die Studentenrevolution – Studentenbewegung, Revolution war eine Illusion, denn das Volk war nicht zu einer Revolution bereit. Da irrten sich die Studenten natürlich grundlegend. Sie brachten wieder ein Stück Ideologie mit. Da wurden die Väter energisch aufgefordert, sich zu erinnern. Von außen, wie auch von innen, durch sich selber, durch die Studenten, durch das Reisenkönnen und so weiter. Und in dieser Zeit haben wir dann dieses Buch herausgegeben, an dem wir schon viele Jahre gearbeitet hatten.

Radikalität des Alters heißt – mit den Worten des ungarischen Literaturnobelpreisträgers Imre Kertész gesprochen – auch „Keine Zeit für unsinniges Herumgerede, nicht noch andere belügen.“ In diesem Sinne zu dem von Ihnen genannten Stichwort Studentenbewegung: Was Sie besonders gestört hat, war, glaube, ich das, was Sie „Gesinnungszwang“ nennen.

Ja. Solange ich denken kann, solange ich zurückdenken kann, schon in meiner frühen Kindheit: Mit Zwang konnte man bei mir nichts anfangen. Zwang habe ich gehasst. Wenn ich gezwungen wurde, etwas zu denken, da hatte man bei mir wenig Chancen. Bei den Studenten war es ja auch leider so, dass eine Ideologie bei Ihnen bestand. Man musste so denken wie sie. Sie glaubten, wir müssten die Revolution haben. Nicht im Sinne von Lenin, aber nicht ganz unähnlich, das sei jetzt dringend notwendig und das müsste auch für Deutschland gelten. Das war natürlich Unsinn.

Ich konnte nicht alle Väter für schuldig erklären. Ich weiß, was es heißt, in einer Diktatur zu leben. Und schon mit 12, 13 Jahren, oder noch früher, gezwungen zu werden, in der Schule etwas so und nicht anders zu denken. Man wurde ja gezwungen zu denken, was die Nationalsozialisten einem befahlen zu denken. Und was sie für Deutsch hielten, mussten wir auch für Deutsch halten. Also diesen Zwang, alle Väter für schuldig und schlecht zu halten und wir seien doch soviel besser, und eine Vorstellung, wir seien ein Volk, das jetzt reif für eine Revolution war, also alle diese verschiedenen Zwänge, die in jeder Ideologie vorhanden sind, waren auch hier und da, nicht überall, bei den Studenten wahrzunehmen. Das hat mich sehr irritiert.

Über die Rote-Armee-Fraktion, RAF, haben Sie 2007 dem „Spiegel“ gesagt, sie spielten den lieben Gott wie Hitler den lieben Gott gespielt hatte und glaubten an die Revolution wie er an den Endsieg. Das ist eine interessante Gleichsetzung, die Leute, die – sagen wir mal – „klammheimliche Unterstützer“ waren, ziemlich geärgert hat.

Na, ich hoffe! (Lacht)

Das war die Absicht!?

Ich glaube, dass das wirklich wieder Wahn war. Wir hatten doch wirklich genug Wahn unter Hitler erlebt. Das war doch alles wahnhaft. Die waren doch irre, die Leute. Wenn jetzt die Rote-Armee-Fraktion Revolution spielte und dachte, sie könnte die ganze Welt verändern und dürfte plötzlich auch zu diesem Zwecke wieder Leute umbringen, also das war, nach allem, was wir erlebt hatten, wirklich das letzte, was wir noch gebrauchen konnten.

Sie hatten ein RAF-mitglied als Analysandin, von der sie viel über die komplette Realitätsverzerrung und Ideologie-Besessenheit dieser RAF erfahren haben, wie Sie einmal gesagt haben. Schade, dass wir nicht erfahren, wer das war!

Nein, das möchte ich auch nicht, das bin ich ihr schuldig.

Klar.

Es war für mich sehr interessant, wie für sie auch langsam klar wurde, wie wahnhaft das alles war.

Die haben das schon erkannt, meinen Sie?

Sie hat das erkannt, ja. Sie hatte sich schon distanziert, hatte sich ja auch selbständig gemacht. Auch die ungeheure Unmenschlichkeit, die darin besteht zu glauben, man kann jemand umbringen, weil man findet, er steht einem gerade im Wege für das, was man im Augenblick für gut hält. Das hatten wir ja nun gerade wirklich erlebt, das hatte gerade hinter uns gelegen. Ob sie das in diesem Ausmaß als Verbrechen empfunden hat – nein. Dass es der Realität nicht entsprach, so zu denken und solche Wünsche zu haben, dass das wirkliche Wunschträume waren, reine Phantasie war, das wurde ihr doch durchaus klar.

Intelligente Menschen seien oft von einer tiefsitzenden Dummheit geprägt, haben Sie in etwa mal so gesagt, weil sie nicht mehr in der Lage seien, sich selbstkritisch zu betrachten. Nun ist Selbsterkenntnis der Sinn und das Ziel der Psychoanalyse – und Sie können das natürlich, als Psychoanalytikerin. Ihr Mann hatte Sie aber mal gewarnt, dass die Psychoanalyse möglicherweise zu einer Religion werden könnte. Und Ihre Selbsterkenntnis führt dann dazu, dass Sie im Nachhinein meinte, Sie hätten sich im Besitz der Wahrheit gefühlt und sich sozusagen als Retterin der deutschen Seele verstanden?

Wenn Sie das so sagen, würde ich schon einen Teil meines eigenen Inneren wiedererkennen. Ich glaubte schon, die Deutschen mit Hilfe der Psychoanalyse zur Besinnung bringen zu können, über sich nachzudenken, zu versuchen zu sehen, wie sehr sie Wunschphantasien erlegen waren. Wie sehr sie nach wie vor jetzt in Selbstmitleid versinken und zu überlegen, dass schließlich sie an dem Elend mit schuld waren. Hätten sie früher und genauer nachgedacht und die Suche nach Wahrheit ernster genommen, hätte das Ganze nicht geschehen können. Wir wissen ja alle: Es gibt viele Wahrheiten. Es bleibt uns ja gar nichts anderes übrig, als im Laufe der ganzen Zeit, im Laufe der ganzen Jahrhunderte, nach der jeweiligen Wahrheit zu suchen, die in diesem Jahrhundert oder in dieser Zeit möglich war. In sich selber und außerhalb von sich selber, in der äußeren und in der inneren Welt.

Radikalität des Alters, keine Zeit mehr für Herumgerede: Sie gelten ja auch gewissermaßen als eine Ikone der Frauenbewegung. In dem Gespräch mit Ihrer Freundin Alice Schwarzer am Ende Ihres Buches finden Sie hierüber durchaus kritische Worte. Es sei ganz ähnlich wie mit der 68er Bewegung, Sie kritisieren das Ideologische an der Frauenbewegung. Wo sehen Sie das?

Man konnte sich ja darüber freuen, dass die Frauenbewegung versuchte, sich aus Zwängen zu befreien, sich aus Versklavungen zu lösen, die ihnen ja doch über Jahrhunderte beigebracht wurden. Dass sie dann aber gleichzeitig neue Ideale aufstellten, was weiß ich, man muss das und man muss jenes und das darf man nicht, und mit dem darf man nicht reden und dafür darf man sich nicht interessieren... Es gab plötzlich so viele Dinge, die man tun musste und andere Dinge, die man nicht tun durfte...

...und alle Männer waren böse...

...und alle Männer waren böse, was natürlich kompletter Unsinn war. Ich durfte mir nicht mehr meine eigenen Gedanken machen und mir meine eigene Suche nach Wahrheit nicht mehr gestatten. Und das war ja nun genau das, was ich mein Leben lang bekämpft hatte.

Sie durften sich auch nicht schminken!

Nein, nein. *(Lacht)* Eine deutsche Frau schminkt sich nicht. Das war ja schon unter Hitler so. Es gab unter Hitler Lippenstifte, das vergesse ich nie. Die waren besonders grell – und damit schminkten meine Freundin und ich uns prinzipiell unsere Lippen... *(Lacht)*

...und Sie haben ein Faible für richtig teure Kosmetik!

Oh ja. Immer noch. Das macht einfach Spaß!

Frau Mitscherlich, die Männer sind nicht an allem schuld, nein?

Nein, das ist natürlich Unsinn. Aber wer Macht hat, wer gibt sie gern aus der Hand? Die Männer sind ja *eigentlich* physisch schwächer als Frauen. Die Männer sind so abhängig von Frauen. Ein Mann wird nur geboren, wenn eine Frau ihn gebären will, auch, als es noch keine Pille gab, im Mittelalter gab es eben Kräuter. Also, wenn eine Frau kein Kind in die Welt setzen wollte, dann hat sie es fertiggebracht. Ein Mann war, was sein Leben, sein in die Welt gesetzt werden, betraf, abhängig von der Frau. Und das hat er ja auch immer gewusst.

War Ihr Mann Alexander schuld an Ihren – wie Sie es selbst bezeichneten – Eifersuchtsanfällen?

Ich würde sagen, das mein Mann durchaus eine Schwäche hatte für charmante und schöne Frauen. Das würde ich sicherlich nicht blind übersehen haben, nein. Und ich sagte ja auch immer, wenn er mich der absolut nicht notwendigen Eifersucht zieh, „dann gib mir doch bitte keinen Grund dazu.“ Ich bin eifersüchtig und dies und das, wenn man mir Grund dazu gibt.

Dabei waren Sie doch gegen die – ich darf sie wieder zitieren - „bürgerliche Ausschließlichkeit von Beziehungen“. Und sie bekennen sogar, wenn sie die Gelegenheit gehabt hätten, dann wäre so ein Seitensprung auch bei möglich gewesen?

Mit Sicherheit, ja, mit Sicherheit. Eigentlich bedaure ich, dass ich dann doch nicht über meine Natur springen konnte. Es liegt ja tief in einem, nicht? Man muss ja schon sehr engagiert sein in ein anderes männliches Wesen, um diesen Sprung zu tun, auch mit einer gewissen Aktivität von der Frau aus. Und diese Aktivität, so eine Affäre im Laufe meiner Ehe zu beginnen, habe ich dann doch nicht erreicht.

1947 hatten Sie ihren Mann kennengelernt. Er war damals noch verheiratet, hatte drei Kinder, erst 1955 haben Sie beide geheiratet. Es sei Ihnen im Laufe der Jahre klargeworden, dass Sie eine solche Dreiecksbeziehung nicht leben konnten, haben Sie geschrieben. Sie haben es so begründet: „Im Grunde bin ich eben doch leider eine recht spießbürgerliche Natur.“ Wieso spießbürgerlich. Ist doch natürlich!

Ich gebe Ihnen recht. Ich nehme das zurück. Ich bin keine spießbürgerliche Natur. Ich habe natürliche Gefühle bewahrt, die ich als Feministin dann als spießbürgerlich bezeichnete, weil die Ideologie der Feministinnen ja auch verlangt, dass man in keiner Weise spießbürgerlich sein darf, wenn man doch ganz einfach nur menschliche Natur darstellt.

Ich finde ganz interessant, wie Sie über Männer denken: Als Sie Ihren Mann kennenlernten, sei er eine Art Gott für Sie gewesen, haben Sie geschrieben.

Donnerwetter! (*Lacht laut*) Eine Art Gott? Freud war eine Art Gott, zeitweilig. Ich bewunderte eigentlich Freud vor allem deswegen, weil er kein Gott war...

...aber wir reden jetzt von Ihrem Mann, nicht von Freud...

Ja, ja (*lacht wieder laut*) Ich habe immer Freud über meinen Mann gestellt. Und wenn ich schon Freud nicht als Gott ansah, oder gerade deshalb nicht als Gott ansah, weil er sich immer wieder selbst infrage stellen konnte – wissen Sie, als ich ihn kennenlernte, hat ein Assistent von ihm immer gesagt, er sei das Leben selbst. Er war ein sehr interessierter, manchmal an zu vielem interessierter Mann. Ich würde schon sagen, er hatte eine Art Charisma und einen Charme, der mich sehr eingenommen hat, das ist keine Frage. Aber ich bin eben doch sehr schnell zu dem Schluss gekommen, sonst wäre ja ein gutes Zusammenleben gar nicht möglich geworden, dass das Gottsein zumindest immer wieder von mir beschränkt wurde, indem ich ihm auch beibrachte, was er auch schon hatte, aber als Deutscher nicht so selbstverständlich praktizierte wie ich es durch meine dänische Kindheit mitbrachte – nämlich über sich selbst lachen zu können, sich selbstironisch und eben nicht als Gott zu betrachten.

Ihre Mutter war Deutsche, Ihr Vater Däne. Sie haben Ihren Sohn, als er zwei Jahre alt war, zu Ihrer Mutter nach Dänemark gegeben, um ihre Ausbildung zu beenden, Sie haben Ihre Promotion zur Medizinerin damals beendet. Das sei der schlimmste Moment Ihres Lebens gewesen, „das Schlimmste, was ich je erlebt habe“, sagten Sie einmal. Warum?

Ja, da gebe ich zu. Sie sprachen vorhin von Natur – ich habe in meinem langen Leben mit Patienten Mütter erlebt, die ein wirklich schlechtes Gewissen hatten, weil sie ihre Kinder nicht lieben konnten. Auch das gibt es. Es ist also nicht Natur, eine gute Mutter zu sein. Weswegen haben die Männer solche Angst vor Frauen? Weil sie wahrscheinlich auch diese Müttererlebt haben, und die wird es immer wieder geben, denen es schwerfällt ihre Kinder anzunehmen. Ich hatte eine Mutter, von der ich das Gefühl hatte, sie hat mich angenommen, von früh an. Ich habe immer Verständnis bei ihr gefunden, eigentlich in allen Teilen meines Lebens. Es ist ja auch heute wieder eine große Frage, ob erworbene

Eigenschaften genetisch vererbt werden können, was man ja bezweifelt. Unsere moderne Diskussion geht ja darum, ob es ein Juden-Gen gibt und Intelligenz vererbt werden kann. Bei mir würde ich nicht von Vererbung sprechen, aber ohne Zweifel war ich eine Mutter, die ihr Kind liebt. *(Lacht)*

1955, als sie Alexander Mitscherlich heirateten und der Sohn dann wieder bei Ihnen war, da hatten sie eine Familie – und da waren Sie überglich?

Ja, ich habe manchmal, wenn ich mit mir selber war, gedacht, Du must eigentlich zugeben: Du hast den Beruf, den Du willst, Du hast den Mann, den Du willst, Du hast das Kind, das Du willst, eigentlich bist Du vollkommen glücklich. Man ist nicht vollkommen glücklich von morgens bis abends, dann wird man ja verrückt, aber so im Großen und Ganzen habe ich das Gefühl gehabt, Du bist glücklich.

Aber das ist nicht spießbürgerlich!?

Wer weiß! *(Lacht)*

Und dennoch gibt es einen großen, unerfüllten Wunsch in Ihrem Leben?

Oh ja! Ich möchte gern noch einmal schwanger sein und das Kind bei mir behalten. Ich meine, ich habe es ja zwei Jahre bei mir behalten. Aber die ganze Zeit der Entwicklung erleben, die so unglaublich interessant ist. Man sieht so vieles. Ich hätte gern mehrere Kinder gehabt, aber zumindest eins, das ich von Anfang an bis zum Ende der frühen Kindheit erlebt hätte.

Das war aus bestimmten Gründen nicht möglich?

Es war so, dass ich das Gefühl hatte, dass ich mit einem Kind nicht leben kann, solange ich doch so viel unterwegs war, und beruflich so intensiv tätig war, wie ich auch sein wollte und auch sein musste. Dass ich dem Kind soviel Aufmerksamkeit geben konnte, wie ich es brauchte und wie ich glaubte, dass es das bei meiner Mutter hätte, die ja mit meinem Bruder und dessen Frau und dessen Kindern zusammenlebte. Dort war ich überzeugt, wird das Kind in diesen Jahren besser aufgehoben sein. Ich hatte es ja auch gesehen. Immer, wenn ich eine Möglichkeit hatte, bin ich nach Dänemark gefahren und meine Mutter ist auch mit dem Kind nach Heidelberg gekommen, wo ich damals vor allem lebte. Also, es war nie so, dass dieses Kind nicht wusste, wer seine Mutter war, wenn es sie sah.

Nein, das wollte ich damit auch nicht infrage stellen, sondern einfach nur rauskriegen, wie Sie selbst Ihre Mutterrolle aufgefasst haben. 1982, als Ihr Mann starb, war Ihr Sohn, Matthias, 44 – und er habe damals wahrscheinlich, sagten Sie einmal in einem Interview, gesagt, ich zitiere: „Um Gottes Willen, jetzt ist sie auch noch allein!“ Und Ihre Schwiegertochter habe Ihnen auf den Kopf zugesagt: „Du hast Dich sowieso nur unter Schmerzen an mich gewöhnt!“

Ja, klar. Das ist mir schon klar. Also ich habe gedacht – die haben das nie ausgesprochen – Sie wussten natürlich beide, wie sehr ich an meinem Sohn hing. In den Jahren vorher, gerade als mein Mann krank war, war ich ja sehr intensiv mit ihm beschäftigt. Als ich allein war, habe ich gedacht, es war klar, dass mein Sohn, der bis heute erfreulicherweise eine glückliche Ehe führt und vier Kinder hat, mit denen ich mich sehr gut verstehe, dass der sich seiner Frau mehr zuwendete und nicht mir, die ich doch ein Stück Hauptperson war, als wir getrennt waren. Aber er war jetzt erwachsen und entsprechend hat er sich von mir getrennt und hat mir nicht alles anvertraut, wie ich das noch aus seiner späten Pubertät gewohnt war. Das war für mich sehr schwer. Ich musste mich mit Schmerzen daran gewöhnen – und natürlich über mich lachen, denn er war ja nun wirklich mehr als erwachsen und es war klar, dass die wichtigsten Personen seines Lebens jetzt woanders zu suchen waren.

Frau Mitscherlich, haben wir in Deutschland die Rolle der Frau als Mutter überhöht, wie die französische Philosophin, Feministin, Elisabeth Badinter, in ihrem viel diskutierten Buch „Der Konflikt – Die Frau und die Mutter“ schreibt?

Ja, wie wir ja immer dazu neigen. Nur wir haben die Romantik erfunden, wir waren immer geneigt zu Phantasien und wir haben immer von etwas geträumt, das nicht wahr war. Und unsere Wunschphantasien waren die Männer, die ja so Angst haben, dass sie von den Frauen so abhängig sein *könnten* und die Frauen vielleicht gar nicht einmal geneigt seien, sie ins Leben zu setzen. Die Männer mussten natürlich erfinden, dass die Mutter, wenn sie eine natürliche Frau ist, und an nichts anderes denkt, in dem Moment, wo nämlich sie die Männer geboren haben, an das Kind denkt.

Aber Sie haben eben gerade von Ihrem Sohn berichtet, dass er sich da sehr wohl abnabelte und das gar nicht so wollte.

Und so wollen es die Männer natürlich auch nicht. Aber ich spreche jetzt natürlich nicht von der normalen Entwicklung eines Mannes, der sich natürlich von der Mutter absetzte, selbstverständlich. Vielleicht wird er aber in der Frau wieder eine neue Mutter suchen und diese Entwicklung eben doch weiterführen, ohne dass wir es wissen. In jedem Fall will er, dass sich eine Frau nur für ihn interessiert. Ein Mann kann ja ruhig mit anderen Frauen ein Verhältnis haben, aber seine Frau darf das auf keinen Fall, nicht? Das ist immer noch ein großer Unterschied!

Die Mehrheit der Französinen der ja doch auch in Bezug auf die Mütterrolle sehr emanzipierten Französinen fühle sich in ihrer dreifachen Rolle als Partnerin, Berufstätige und Mutter durchaus noch wohl, schreibt Frau Badinter. Sie beobachtet aber eine Tendenz, die sie als „schlimmste Bedrohung für die Emanzipation der Frauen und die Gleichheit der Geschlechter“ bezeichnet, dass nämlich die Generation der Dreißigjährigen sagt: „Wisst Ihr, Mütter, diesen Stress, den Ihr Euch angetan habt, mit Beruf und Familie und alles unter einen Hut zu bekommen, den wollen wir nicht. Wir wollen ganz bewusst Familie haben.“

Da müssen sie auch Geld dazu haben. Das ist ja oft auch so, dass die Frauen sich dem Stress ausgesetzt haben, weil sie mitverdienen mussten. Also, das kann nur in einer Gesellschaft gesagt werden, die sich wirklich entscheiden kann: ich will zuhause bleiben bei dem Kind und will mich dem Stress nicht aussetzen, wie ich es zum Beispiel bei meiner Mutter erlebt habe. Aber die Mutter hat vielleicht einen Mann gehabt der nicht so viel verdient, wie sie jetzt einen Mann hat, der sehr gut verdient. Und weswegen sie sich das leisten kann. Denn normalerweise glaubt man, ein Kind sei dann glücklich, wenn seine Mutter glücklich ist. Und die Mutter ist meistens glücklich, wenn sie sich auch für das „Außerhalb“ interessiert, wenn sie nicht nur die Familie hat. Sie bringt von außen etwas herein. Eine Familie, die nur immer unter sich ihre Interessen austauscht, langweilt sich auch kolossal. Ich behaupte immer, aus Langeweile, weil man immer nur in der Familie sein durfte, oder nur aus Langeweile, hat die Menschheit ihre Kriege angefangen, um rauszukommen und Neues zu erleben. Also, ich wollte nur sagen: Ein Kind kann nur glücklich sein, wenn eine Mutter auch glücklich ist. Wenn die jüngeren Frauen sich jetzt dem Kind widmen wollen, weil sie nicht mehr so arm sind, sollten sie das Kind nicht so mit Beschlag belegen, dass es überhaupt keine Luft kriegt. Es braucht ein ganzes Dorf, um ein Kind zu erziehen, hat Hillary Clinton gesagt. Und sie hat recht. Man braucht die Weite der Gesellschaft und die Liebe der Mutter.

Aber warum soll man, wenn Frauen heute auf der Basis einer sehr guten Ausbildung in einem bestimmten Zeitraum sagen, wir widmen uns ganz bewusst der Familie, warum soll man gewissermaßen anklagen, wenn die Frau ihre verbrieften Rechte nicht wahrnimmt, in den Beruf zu gehen?

Wenn die Frauen finanziell dazu in der Lage sind, selbstverständlich. Nur, wenn dann der Trend so wird, dass eine Mutter als Hexe angesehen wird, so ungefähr, wenn sie ein Kind früher in die Krippe gibt, oder in den Kindergarten, dann wird es gefährlich, denn ein Kind will andere Kinder. Und dann tut eine Frau so, als wenn es keine armen Leute gibt in der Welt. Und es gibt sehr viele arme Leute in der Welt, wo die Frau auch mitarbeiten muss und wo die Frau auch Spaß hat, wenn sie nicht nur zuhause sein muss und wo die Frau auch von außen neue Interessen erfährt. Die Frau muss, um ein Kind glücklich zu machen, selber einigermaßen zufrieden sein, und es nicht als Ideologie, als Zwang aufsetzen und anderen sagen, Du bist eine schlechte Mutter, wenn Du Dein Kind in Krippe und Kindergarten gibst. Das ist sie eben nicht. Sondern sie ist eher eine gute Mutter – und viele Mütter können gar nicht anders. Man muss nur Krippe und Kindergarten mit guten Ersatzmüttern oder guten Ersatzerzieherinnen ausstatten und die entsprechend anerkennen und bezahlen.

Frau Mitscherlich, ich lese von Ihnen Sätze wie diese: „Die Hundert erlebe ich, bei aller Liebe zum Leben, hoffentlich nicht mehr. Jeden Tag gibt mir mein Körper Zeichen jeden Tag spüre ich die Endlichkeit.“ Oder auch dies, was ich ja geradezu ironisch oder auch witzig finde, und das bei diesem Thema: „Ich halte es für eine Zumutung, dass Menschen nicht nur alt werden, sondern auch noch sterben müssen.“ Fürchten Sie den Tod?

Ist doch unerhört, nicht, dass wir sterben müssen und nicht wissen, was nachher passiert! Obwohl alle Völker Religionen entwickelt haben, bloß, um wissen zu können, was nachher

passiert. Und doch wissen sie es nicht. Und werden es nie wissen. Natürlich, ich finde es unerhört...

Fürchten Sie...

Wenn der liebe Gott, wenn wir erst einmal in die Welt gesetzt werden, uns so viel Möglichkeit zum Nachdenken, auch über den Tod, mitgegeben hat und unsere Wunschträume aller Religionen hat entwickeln lassen, dass er uns dann plötzlich vor ein Ende setzt, wo wir zumindest unserem aufgeklärten Verstand entsprechend gar nicht werden denken oder wünschen können, finde ich unerhört. Aber wen soll man mit diesem Vorwurf belasten? Da es keinen lieben Gott gibt, bleibt er an einem selber hängen.

Sie sprechen es damit an, Sie sind ja nicht gläubig und Sie haben mal gesagt, Menschen sind Teil der Natur und damit auch Teil von „stirb und werde“. Das ist ja die Auffassung, die dahintersteckt. Aber offenbar tröstet Sie diese Auffassung nicht.

Wissen Sie, ich bin mein ganzes Leben jemand gewesen der, glaube ich, die Realität ungeschminkt sehen zu können - wünscht, zumindest. Als solches sehe ich auch den Tod als selbstverständliches Ende. Ich sehe doch, die Tiere sterben, Menschen sterben jeden Tag. Wie viele Menschen sind schon gestorben, die mit mir gelebt haben. So dass ich so, wie ich jetzt hier sitze, keine Angst vor dem Tod habe. Ich weiß es nicht, wie es sein wird, in dem Moment, wo ich ihn dann erlebe - oder nicht erlebe.

Margarete Mitscherlich, geboren am 17. Juli 1917 in Gravenstein, ist am 12. Juni 2012 im Alter von fast 95 Jahren in Frankfurt am Main gestorben.